

Prof. Hans Dieter Huber von der Hochschule für Grafik und Buchkunst hat sich Netzkunst gekauft

„Warten auf Godot“ im World Wide Web

Das Kunstwerk läßt auf sich warten. „We are now serving 68. Sie haben Nummer 71.“ Na schön, so lange kann es ja nicht dauern. Und für so etwas Einzigartiges wartet man doch gerne. Auf dieser Website soll sich schließlich ein Internet-Kunstwerk befinden. Aber was heißt hier „soll“? Es wird eines sein. Schließlich hat Hans Dieter Huber Geld dafür bezahlt. Wieviel, das will der Professor für Kunstgeschichte an der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) nicht sagen. Fest steht: Er hat es gekauft, das Werk des Berliners Holger Friese. Das ist eine kleine Sensation, die bereits Medien von arte bis zur *New York Times* interessierte. Denn die Kunst im Internet ist noch recht jung und einen Kunstmarkt gibt es dafür gar nicht. Menschen wie Huber wollen das ändern. „Mein Traum ist ein virtuelles Museum“, sagt der 45jährige.

Nach zehn Minuten leuchtet rot die „69“ auf. Nun ja, was lange währt ... Obwohl im Online-Zeitalter doch alles schneller geht. Schon fangen die Ersten an, das Museum, von dem Huber träumt, zu bauen, im Walker Art Center in Minneapolis beispielsweise. Doch was soll dort zu sehen sein, was ist das, „Netzkunst“? „Für mich ist es eine eigene Kunstform, denn es ist ein neues Medi-

um. Das Originäre eines Kunstwerks besteht darin, daß es nicht kopierbar ist auf ein anderes Medium.“ Die Werke im Internet laden oft zum Mitmachen ein, bieten etwas für Augen und Ohren, verändern sich. „Einige werden sagen: ‚Das ist doch keine Kunst‘. Das macht nichts, das Problem hatten die Impressionisten schon“, sagt Huber. Inzwischen gibt es im Netz auch Werke von Künstlern, die sich schon anderweitig einen Namen gemacht haben, von der Amerikanerin Jenny Holzer zum Beispiel, in Leipzig bekannt durch ihre Laufschriften an der Neuen Messe.

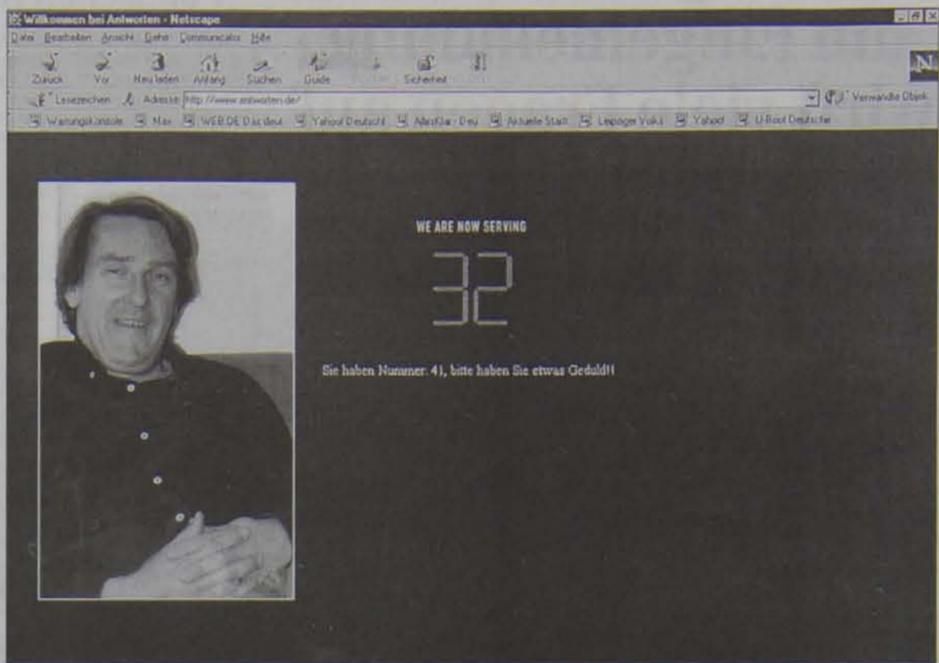
Jetzt aber interessiert erstmal Holger Friese. Keine Ahnung, wieviel Zeit vergangen ist, aber die Zahl springt auf „70“ und es erscheint das Angebot, während des Wartens eine E-mail an den Besitzer zu schreiben oder Nutzer-Statistiken zu lesen.

Aber die Kunst im Netz soll praktisch sein. „Man muß nicht 500 Kilometer weit fahren, um eine Ausstellung sehen zu können“, erklärt der gebürtige Münchner Huber den großen Vorzug. Den soll ein Werk im übrigen auch dann behalten, wenn es aufgekauft wurde. „Die Arbeit bleibt im Netz, dafür ist sie geschaffen.“ Obwohl es natürlich das Recht des Besit-

zers sei, sie jederzeit vom Netz zu nehmen. Dann ist sie weg aus der Öffentlichkeit, sie vorher zu kopieren ist technisch unmöglich. Sein Kauf von www.antworten.de (Name und Internetseite des Kunstwerks) habe denn auch mehr eine symbolische Funktion, meint der Professor. „Die Künstler suchen schließlich Anerkennung für ihre Arbeit.“

Und der Betrachter möchte sie irgendwann sehen. Doch nachdem die Statistiken wieder weggeklickt sind, steht auf der Hauptseite plötzlich die Nummer „72“. Darunter ist zu lesen: „Sie sind leider zu spät, Ihre Nummer war 71. Ihre neue Nummer ist 82. Bitte warten!“ Die Erwartungshaltung ist enttäuscht, der Zweck erfüllt, das Kunstwerk perfekt. Mehr wird es nicht zu sehen geben, für niemanden. „Das ist wie das ‚Warten auf Godot‘“, so Huber. Zudem wird der Besucher mit jedem Blick auf die Seite Teil des Werks, geht in die Statistik ein oder schreibt eine Nachricht, die Huber lesen kann. Meistens ist es die eigentlich unsinnige Frage: „Wann komme ich endlich dran?“

Carsten Heckmann
Internetadressen zum Thema:
www.hgb-leipzig.de/projekt
www.hgb-leipzig.de/artnine
www.walkerart.org



Das Warten auf das Kunstwerk ist das Kunstwerk: Unter www.antworten.de findet der Internetnutzer die Arbeit, die sich HGB-Professor Hans Dieter Huber (eingeblocktes Foto) gekauft hat.

Unikum

Doppeldoktor für die Optik



Kennen Sie einen Arzt, der sich seine Instrumente selber bastelt? Nein? Sebastian Wolf hat einen Teil seiner Apparate, mit denen er täglich arbeitet, selbst gebaut. Er ist Augenarzt an der Uni-Augenklinik und stellvertretender Klinik-

direktor. Mit einem Meßinstrument, das die Durchblutung am Auge erforscht, fing 1981 alles an. Damals studierte der 1958 geborene Wolf in Aachen Maschinenbau und bastelte im Rahmen einer Studienarbeit das optische Gerät. „Mich hat es einfach gereizt, aus dem rein technischen Maschinenbau auszubrechen“, begründet er heute seine Spezialisierung. Die Augenheilkunde interessierte ihn, weitere Studienprojekte rund ums Auge folgten.

Nach Abschluß des Studiums konnte er als Maschinenbauer promovieren – an der Augenklinik. Der Promotion folgte ein komplettes Medizinstudium. Nachdem Wolf ein knappes Jahr in Boston verbracht hatte, kehrte er zurück und stellte fest, daß er für einen normalen Ingenieursjob überqualifiziert war. Also blieb Prof. Dr. Dr. Wolf – der „Doppeldoktor“ – an der Hochschule, wo er auch seine Zukunft sieht: „Ich habe keine Lust, von der Uni wegzugehen. Nur hier kann man mit neuester Technik forschen, und das macht mir Spaß.“

Bekanntnis eines Forschers, der zwischen Beruf und Hobby nicht mehr eindeutig trennen kann und will. Seit Januar ist Wolf in Leipzig, die knappe Freizeit nutzt er, um seine neue Heimat zu entdecken. An erster Stelle steht dabei das Waldstraßenviertel, in dem er wohnt: Jugendstil- und Gründerzeit-Architektur ist ein Steckpferd des Mediziners.
Sandra Petrouitz

Blinde können auch studieren – wenn andere die Augen aufmachen

Noch müssen sich sehbehinderte Kommilitonen an der Alma mater meist selber helfen

Von BRITTA MÜLLER

Schließen Sie doch bitte einmal Ihre Augen. Wie Sie sehen, sehen Sie nichts. Das entspricht exakt dem, was Andy Wiedemann sieht, wenn er seine Augen geöffnet hat: „Ich bin blitzblind.“ Das Handicap, das der 24jährige Student seinem Gegenüber da so kurz und schmerzlos mitteilt, provoziert nachgerade die ungläubige Frage: Wie studiert man an einer „normalen“ Universität, wenn man nicht sehen kann?

Vor drei Jahren kam Andy aus Jena nach Leipzig, um an der Alma mater Journalistik und Amerikanistik zu studieren. „Die Technik für Blinde, die ich hier vorfand, war hoffnungslos veraltet.“ Besseres hatte Andy zuvor erlebt. Sein Abitur machte er an der renommierten Blindenschule im brandenburgischen Königswusterhausen, wo die Schüler an spezielle Computertechniken herangeführt wurden. Der einjährige USA-Aufenthalt, der Andys Abitur folgte, machte den jungen Mann zusätzlich fit in Sachen „blind durchs Leben“: Intensives Computer- und Mobilitätstraining für Sehbehinderte sind dort Standard an Schulen und Universitäten.

Und dann sollte es also Leipzig sein – erste Adresse für Leute, die Journalistik als Diplomfach studieren wollen“, wußte Andy schon damals. Daß die Universität Leipzig indes noch heute keine gute Adresse für blinde und sehbehinderte Studierwillige ist, weiß Andy mittlerweile auch. Nur allzugenü. „Ganz normale Dinge, die für jeden Sehenden selbstverständlich sind, bedeuten für uns teilweise massive Hürden.“ Das beginnt bei Wegen zwischen den verschiedenen Universitätsgebäuden und endet bei Aushängen zu Lehrveranstaltungen: „Auch bei Vorlesungen und Seminaren selbst wird oft einfach nicht an Sehbehinderte gedacht. Da wird ei-



Tastend durchs Studium - blinde Kommilitonen müssen Lehrmaterialien erfühlen können, ansonsten bleibt nur das teure Vorlesen durch Studienhilfen. Foto: W. Zeyen

ne Folie an die Wand geworfen – nach dem Motto ‚wie Sie sehen‘, werden Hand-outs verteilt, mit denen wir wenig anfangen können. Geschweige denn, daß auch nur irgendwelche Fachliteratur in für uns verwertbarer Form vorliegt, also in Blindenschrift oder elektronisch.“ So müssen Andy und andere Sehgeschädigte Studienhilfen in Anspruch nehmen. Die lesen für zehn Mark die Stunde Fachtexte vor, helfen beim Verfassen von Hausarbeiten.

Zwar wurde im Herbst vergangenen Jahres der sogenannte „Arbeitsplatz für Blinde und Sehschwache“ mit neuer Technik für gut 50 000 Mark ausgestattet. Dahinter aber verbirgt sich Raum 91-16: nicht einmal zehn Quadratmeter in den Katakomben des Uni-Rechenzentrums, kein Fenster, ein Gebläse pumpt kalte Zugluft direkt auf denjenigen, der gerade vorm Computer sitzt und sich mit Hilfe des Punktschrift-Displays etwas durchliest. Ohnehin nur noch Stehplätze. Sechs Leute nutzen derzeit den Rechner und das Vergröße-

rungsgerät dort. Aber Andy Wiedemann ist bescheiden geworden: „Hauptsache, wir haben wenigstens irgendwas.“ Dieses Irgendwas soll nun ausgebaut werden. Nicht die Uni ist hierbei treibende Kraft, es sind die Gehandicapten selbst. Im Zuge der Studentenstreiks im Herbst '97 kümmerte sich Johanna Pätzold (22, sehend) darum, daß auch Belange Blinder und Sehbehinderter in den Forderungskatalog aufgenommen wurden. Mit insgesamt sieben der betroffenen Studios, darunter auch Andy und zwei blinde Studentinnen von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK), konnte sie über den Behindertenbeauftragten der Universität Kontakt aufnehmen. „Das sind bestimmt noch nicht alle“, vermutet Johanna, „denn der Behindertenbeauftragte weiß ja nur von denen, die sich bei ihm melden. Und die Hemmschwelle ist sehr groß.“

Damit die Interessen der sehbehinderten Studenten nicht ebenso im Regal einstauben wie der in Dresden ein-

gereichte Forderungskatalog, wurde im Frühjahr '98 ASSEL gegründet: die Arbeitsgruppe Sehbehinderter Studierender für Elektronische Literatur. Ziel der sehbehinderten und sehenden Gründer ist es in erster Linie, Studienliteratur für alle betroffenen Kommilitonen bedarfsorientiert zugänglich zu machen. „Das heißt, wir scannen Standardwerke der Fachrichtungen, aktuell benötigte Literatur, Semesterapparate, Hand-outs und andere Texte ein, überführen sie in elektronische Form“, erklärt Séverine Chiron (23, sehend), die das Ein-scannen bei ASSEL koordiniert. Mit Hilfe von Punktschrift-Display und -Tastatur kann dann zum Beispiel Andy richtig lesen – studieren eben. Séverine: „An wieviel der Literatur wir herankommen, liegt ganz in der Hand der Buchverlage und der Dozenten.“

Langfristig will ASSEL, mittlerweile Arbeitsgruppe des StudentInnenrats, einen eigenen Literatur-Server einrichten und neben dem rein technischen Service Ansprechpartner sein, „einfach ein positives Klima schaffen“, sagt Johanna. Wünsche? Ja, eine stärkere Anbindung an die Uni, herrscht Einigkeit. „Das Argument, daß wir nur wenige sind, zählt nicht“, findet Andy. „Zwar ist nicht jeder so ein Kamikaze-Student wie ich, aber eine Uni muß doch auch jungen Leuten wie uns ein selbständiges und unabhängiges Studieren garantieren können.“ Erste Schritte in diese Richtung hat ASSEL bereits erreicht: Ein eigener Seminarraum im Seminargebäude wurde mit Technik ausgestattet. Und Pro-Rektor Prof. Christoph Kähler sicherte der Arbeitsgruppe in einem ersten Gespräch seine Unterstützung zu. Immerhin ein Wort. Andy und Mitstreiter hoffen nun, daß daraus bald mehr wird.

Kontakt im Internet (Homepage ist mit Sprachprogramm ausgestattet): <http://www.stura.uni-leipzig.de/assel>
Lesen Sie dazu auch die „Campus-Meinung“

Campus-Meinung

Mal sehen!

Von BRITTA MÜLLER

Es ist bewundernswert, wie sich die blinden und sehbehinderten Studios für ihre Belange ins Zeug legen. Hut ab gleichermaßen vor den sehenden Mitgliedern von ASSEL. Uneigennützig stellen sie ihre Solidarität unter Beweis, machen vor, wie man auch Augen für blinde und sehbehinderte Kommilitonen haben kann.

Inwieweit sich nun das Anliegen von ASSEL auf breiter Unterstützung entfalten kann – das liegt zum einen an allen Studenten und Dozenten: Jeder muß sich vor Augen halten, daß es da Leute gibt, die wenig sehen, die gar nichts sehen. Wieviel diese Menschen mitbekommen, steht allein in der Macht der Sehenden.

Die Universität selbst hat sich schlicht ihrer Verantwortung als Ausbildungsstätte zu stellen. Die gerne gebrauchte Ausrede, es seien ja nur wenige Betroffene an der Alma mater, ist Nonsense. Gleiches gilt für leere Versprechungen. Was, wenn zum kommenden Semester just ein Dutzend sehbehinderter Studierwilliger anklopft? Abwimmeln! Das dürfte sich die Universität wohl kaum leisten können.

Übrigens...

...hat offenbar jeder Student so seine eigene Hypothese darüber, was sich auf der geheimnisvollen fensterlosen Etage zwischen Erdgeschoss und erstem Stock des Seminargebäudes der Leipziger Uni befindet: Abhöranlagen von früher, ein Depot unkorrigierter Abschlußarbeiten oder vielleicht gar ein außerirdisches Wesen, das Forscher dort untersuchen? Wichtig muß ES immerhin sein, was da hinter den klinkelosen Stahltüren schlummert, gesichert mit Metallbügeln und Schlössern. Schwer muß ES auch sein, sogar die Aufzüge halten dort. Ob ES auch telefonieren kann? Immerhin scheint einmal an die Installation von Telefonen gedacht worden zu sein: Kabinen gibt es, allerdings keine Sprechapparate. Bis zur Haustechnik müssen sich Wißbegierige vorkämpfen, um seine Identität festzustellen. Prosaisch sein Name. ES ist für die Belüftung des Gebäudes zuständig: „Luftansaugung“.
Katharina Schroeter

Krebsspezialist zurück

Ein Leipziger ist wieder in Leipzig: Krebsspezialist Uwe Eichfeld (46) wurde zum Professor an der Chirurgischen Klinik I berufen, nachdem er während der vergangenen Jahre in Halle am Aufbau eines Tumorzentrums mitgearbeitet hatte. Der neue Oberarzt, geboren und promoviert in der Messestadt, arbeitet in einem Klinikbereich, der auf Krebsoperationen im Brust- und Lungengebiet spezialisiert ist.

Nachwuchсарchitekten museumsreif

Drei HTWK-Studenten ließen ihre Köpfe für einen Energiekonzern rauchen

Kaffee holen, Kollegen über die Schulter gucken, nichts selbst machen dürfen – so sieht wohl das gemeine Praktikum aus. Aber merke: Es geht auch anders. Eigenverantwortliches Arbeiten an einem Projekt, wie aus dem richtigen Arbeitsleben gegriffen.

Der Energiekonzern VEAG (Vereinigter Energieerzeuger Aktiengesellschaft) wandte sich im vergangenen Jahr an die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK). Das werkseigene Wasserkraftmuseum im thüringischen Ziegenrück brauchte dringend ein neues Konzept. „Wir arbeiten gern mit Studenten zusammen, weil sie in kurzer Zeit gute Ergebnisse vorlegen und dabei nicht der eigene Gewinn an erster Stelle steht“, begründet Roland Linhard, Personalleiter bei der VEAG, die Entscheidung für Studenten als Konzeptplaner.

Sören Hörig (25), Alexander Pointinger (22) und Dorit Richter (21) machten sich schließlich für die VEAG an die Arbeit.

Zielsetzung: Ein attraktiveres Museum. Die VEAG erhofft sich davon auch höhere Besucherzahlen im Wasserkraftmuseum an der oberen Saale, 20 Kilometer von Schleiz entfernt. Neben dem Kraftwerk selbst kann der Besucher dort unter anderem die älteste Wassermühle am Oberlauf der Saale besichtigen. Am Ende ihres 20wöchigen Praktikums konnten die drei Leipziger Architekturstudenten dann ihr virtuel-

les Modell der Anlage präsentieren. Herzstück ist ein neues Wegenetz, das die verschiedenen Stationen zu einer thematischen Ordnung zusammenfügt. Die alte Museumsanlage wurde außerdem um zwei Ausstellungs pavillons und eine Wasserradmodellanlage erweitert. Künftig sollen dort Mühlenmodelle von mehreren Wasserrädern angetrieben werden.

Und siehe da – am Ende hat sich das Experiment für alle Beteiligten gelohnt. Die Hochschulüber loben das selbständige und freie Arbeiten. Sören resümiert: „Ich fand es interessant für ein Energieunternehmen zu arbeiten, und nicht in einem Architekturbüro. Außerdem gab es anständiges Geld.“ Die VEAG ist indes so zufrieden, daß sie schon mit dem nächsten Praktikum winkt: Nun soll nämlich das neu entwickelte Konzept von Museologiestudenten ausgewertet und umgesetzt werden.

Anke Bauermeister



Sören Hörig und Alexander Pointinger präsentieren: einen virtuellen Rundgang durch die neugestaltete Museumsanlage. Foto: Britta Müller

Arbeitsamt-Team zeigt Abbrechern, wo's lang gehen kann

Uni ade – und nun?

Studienabbruch – „das Problem wächst unaufhörlich“, sagt Dr. Hannelore Piechniczek vom Leipziger Arbeitsamt. Sie gehört zum Hochschulteam, das sich seit zwei Jahren nicht nur um die kümmert, die Magisterzeugnis oder Diplom schon sicher in der Tasche haben. Auch alljene, die nach einigen Semestern feststellen, daß sie an der Hochschule wohl doch nicht mehr glücklich werden, finden Gehör und Rat bei Piechniczek und Kollegen. Und weil ein Studienabbruch nun nicht gerade zu den leichtesten Entscheidungen im Leben gehört, steht ebenso ein psychologischer Dienst zur Verfügung.

Knapp 3000 Kommilitonen entschlossen sich im Studienjahr 1997/98, ihr Studium an der Alma mater nicht fortzusetzen. Was nun, mußten sich viele von ihnen fragen. „Wenn diese jungen Leute dann zu uns kommen, greifen zwei Mechanismen“, erläutert Hannelore Piechniczek.

Haben die Abbrecher mindestens sechs Semester absolviert, können sie an Umschulungsmaßnahmen des Europäischen Sozialfonds oder des Arbeitsamtes teilnehmen. Stellen die jungen Leute hingegen schon nach zwei bis drei Semestern fest, daß ihnen eine praxisbezogenere Ausbildung eher zupäße käme, nimmt sie die normale Berufsberatung für Abiturienten und Hochschulüber auf. Ziel ist hier die

Vermittlung auf den ersten Ausbildungsmarkt. Die Instrumente sind Bewerbungstraining und Gesprächsforen.

Kopfzerbrechen bereiten dem Leipziger Hochschulteam vor allem die hohen Abbruchzahlen im Bereich der Geisteswissenschaften. 485 Studenten der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie beschlossen allein 1997/98, ihre akademische Ausbildung nicht mehr fortzusetzen. „Gerade bei Fächerkombinationen aus diesem Wissenschaftsbereich ist sehr vielen Studenten nicht klar, wo es überhaupt hingehen soll, welche konkreten beruflichen Perspektiven sich anbieten.“ In Anbetracht der dramatischen Entwicklung organisiert das Team denn auch spezielle Foren, die auf Fachrichtungen zugeschnitten sind – als Vorbeugung und Ratgeber zugleich. Anfang Juni konnten sich so Juristen und Wirtschaftswissenschaftler über mögliche Tätigkeitsfelder in Unternehmensberatungen informieren.

„Zu diesen Veranstaltungen versuchen wir stets, Praxispartner mitzubringen, die oft Trainee-Programme oder sogar Arbeitsplätze in der Tasche haben“, berichtet Piechniczek. Erschreckendes Manko dieser Treffs: „Das Interesse der Studenten ist äußerst mau“, beklagt die Organisatorin.
Britta Müller

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Britta Müller und Katharina Schroeter. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 9 73 57 44/46.